

Offener Schreibbrief von Lizzie Hansengel.



No. 110. Paar Dag zu rüd hat so gleich nach Dinerzeit die Bell an die Frontdohr gerunge. Ich sin gleich hingelaufe un do hot en artig gutgudiger Schentelmann getanne. Ich hen gefragt, was ich for ihn duhn könnt un do hot er gefragt, er deht gleiche mich emal en Augeblick zu sehn. Ich hen ihn dann gefragt, inseit zu komme un jubhett, ich sin artig froh gewese, daß der Tschelbel gefliert war un auch das ganze Haus schon uffgestreht war.

Ich hen ihn mit in den Parlor genomme un hen genodigt, wie er sich immerall erum genodigt hot. Er hot kann e Weil von das Wetter getahnt un is dann uff e anneres Sobshett inwergewisch. Er hot mich gefragt, wie es ennthau mein Hosband gehn deht un ob ich seine Noth leibe deht, bitahs er war doch schon so lang fort; do hen ich gefragt, inbed natt, ich sin so gefidit, daß Edspenzes gar kein Differenz dehte mache; mein Hosband un mich mit hen plentie Geld an die Bant un wann mir zu fühle dehte, dann könnte mer alle Jahr e Tripp nach Juropp mache. Do hot der Schentelmann gesagt: Wei, fell is reis, do brauche Sie sich also for Edspenzes gar nit zu bottere? Watt e bitt, hen ich gefragt, ei tell juh, es hot mich ordentlich gut gedahn, emol e wenig bloße zu könne. Well, das freut mich, hot der Schentelmann gefragt un hot in sei Knopfadet gegriffe un hot e Pehper erausgeficht, "dann könne Se schuhr genug auch diese hier Bill bezahle; ich sin nämlich der Collekter for den Kraderiedler; ich will Jhne amwer gleich sage, daß Se die Bill mich nit zu bezahle brauche, wenn Se nit zu fühle. Wir gehn in den Fall an die Kohrt un der Spah kost Jhne höchstens fünfzungwanzig Dahler edtra." Well, do hen ich amwer doch puttimiehr gefehnt! Die Bill war humnet un sinwe gehn Dahler! Un do is all den Aid sein Jonn for zu blehme! Der Collekter hot gefragt, er hätt nie nit gedent, daß die Bill zu kollektire wär, amwer er hätt jetzt ausgefunne, daß ich in seine feinsandiel Zirkumstänzes wär un do könnt er sein Niesen sehn, warum ich die Bill nit bezahle sollt. Rinner wäre Kids un se mühte ennthau e wenig Jhne hen. Well, ich hen mich ganz schredlich gefuchst un hen gefragt, befohr daß ich bezahle deht, müßt ich erscht emol mein Lahjer sehn. Ahlrecht, hot er gefragt, wann die Bill nit mittin drei Dag gefestelt is, dann gehn mer an die Kohrt. Dann is er fort gange un ich hen mich gleich rettig gemacht zu mein Lahjer zu gehn, das meint zu den Wedesweiler. Wie ich do hin sin komme, do hot er schon geschmeilt; er hot gefragt, er nißt for warum ich komme wär, bitahs der Collekter wär schon bei ihn gewese un hätt ausfinne wolle, ob er mich tenne deht un ob ich tiefpannfibel for meine Dettis wär. Er hätt ihn dann alles gefragt, un was es sich drehe deht un do hätt er gefragt: "Ich will Jhne emol ebhes sage, die Lebde bezahlt alle ihre Dettis, amwer so ebhes tann se nit bezahle, weil se sehr hart abb is. Jhr Hosband is schon for e lange Zeit zurüd fort un se weih nit, wo er is un dann hot se a ganze Latt Kids; gewone Se liever den Rehs uff, bitahs Se könne doch nids kriegen. Damit is er ganz sattisfiet gewese un hot gefragt, ennthau mühte er emol an die Lebde table, bitahs er nißt doch inwider den Rehs riecht." Well, Lizzie, do hen ich dich wider emol schon eraus geriffe." Well, Mister Edithor, do hen ich doch puttimiehr die Fy kriegt! Dente Se emol an, wann mer so e Kameel is un duht jedem Strehnscher, wo mer gar nit tenne duht, seine ganze feinsandiel Knabidchen verzahle! Ich hen gar nit die Nöth gefahnt, den Wedesweiler die Sach zu verzahle, amwer feineste hen ich's doch gethan un ich hen so schlecht gefühlt, daß ich dabei hen greine müße, wie e Webbie. Sell hot den Wedesweiler getoffht. Er hot gefragt: "Nemmer meind, Lizzie; in die erste Lein nemm emol e Kimmelmehle, das is gut for dei Nöhrens un dann loß mich emol die Sach in die Händ nemme. Ich tenne den Kraderiedler, er duht mich auch noch Geld for Drinks ohe un ich will emol sehn, ob ich nit deine Bills mit ihn fettele tann; mehrie er is fattisfiet, wann ich ihn e Dahler oder en Dahler un e halb offerite duhn." Well, do is mich immer e Stein vom Herz gefalle; der Wedesweiler is doch ahltreit un do tann eins sage was es will. Wie ich mei Kimmelmehle gehabt hen, do sin ich fort un grab an die Stritt hen ich den Mehterier getroffen, wo gefragt hot, er hätt en Brief for mich. Schuhr genug, der Brief is von den Philipp kriegt un so schnell wie ich gekönt hen, sin ich wider rehdre zu den Wedesweiler. Wedesweiler, hen ich gefragt, geb mich noch e Kimmelmehle, ich sin ganz schredlich erseitet. Ich hen do owe en Brief von den Philipp kriegt un ich behre gar nit ihn uffzumache; mehrie er is doht. Du Rindvieh, hot der Wedesweiler gesagt, wann er doht wär, dann könnt er dich doch keinBrief

schreibe. Das is so, hen ich gesagt, o ei tell juh, der Wedesweiler is en schmarter Mann, ahltreit, ahltreit. Er hot den Brief betrachht un hot gefragt: "Schiewiß, der Philipp is ja widder in die Juneiet Stehts!" Ich denke, das hot er an den Stemp gegehht. Ich hen den Brief uffgemacht un schuhr Ding, der Phil hot geschreiwene, er wär in leh denn zwei Woche widder beim; for die nächste pear Dag hätt er noch importentes Biznes an Hand, dann deht er amwer heim komme un deht nie nit mehr fort gehn. Well, do hen ich mich amwer gefreut wie alles. Ut meine Sorge un mein Vatter war vergesse un ich hätt bis an die Sieling schumppe könne, so häppig hen ich gefühlt. Der Wedesweiler hot mich gefragt, for noch e Kimmelmehle an ihn zu gemme, amwer ich hen gesagt, noch nit for e Million. Zwei is plentie, drei is e Kraut. Mer tann auch in e Kraut Jhne hen, hot der Wedesweiler gefragt un do sag ich, well, wann du's denn gar nit annerscht duhst, dann schent mich noch ein eite. O, es gebt doch nids inwider en gute Freund un sell is der Wedesweiler.

Mit beste Kiegarde Lizzie Hansengel.

Das Schloß am Mund. Im ungarischen Nationalmuseum befindet sich seit langem eine menschliche Kinnlade, durch die zwei Schloßer durchgeschlagen sind. Bis vor Kurzem brachte man diesen Fund mit irgend einer in Vergessenheit gerathenen Schauergeschichte in Zusammenhang, und kümmerte sich nicht weiter darum; als man aber seit dem Jahre 1901 nacheinander in drei verschiedenen oberungarischen Ortshäusern ähnliche Funde machte, wurde es offenbar, daß das Anhängen von Schloßern an den Mund in gewissen Kreisen allgemainer gebräuchlich war. Welche Kräfte es waren, darüber geben die alten ungarischen Urkunden und Gesetzbücher keinen Aufschluß. Am wahrheitsgemähesten ist es, daß es sich um eine Strafe handelt, die für irgend eine mit dem Munde begangene Sünde, z. B. Gotteslästerung, verhängt wurde. Dieses Vergehen wurde auch in anderen Ländern ähnlich bestraft, so wurde in solchen Fällen dem Uebelthäter in Spanien die Zunge ausgeschmittet, in Frankreich die Zunge mit feurigem Eisen verbrannt, in Holland die Zunge durchstochen.

Die Strafe konnte selbständig angewandt worden sein, indem man sich mit dem Anheften der Schloßer (gewöhnlich sind es zwei) an der Kinnlade begnugte, in welchem Fall binnen weniger Tage der Tod eintreten mußte, oder man wandte das Anheften von Schloßern auf den Kinnladen als Verschärfung der Todesstrafe an, und zwar entweder vor oder nach der Hinrichtung. Die ungarischen Gesetze kennen wohl keine solche Strafvorschriften, doch ist es bekannt, daß in Wirklichkeit ähnliche Verschärfungen zur Anwendung gelangten. Die Gesetze enthielten im alten Unkar überhaupt keine Verfügungen über den Vollzug der Strafen, in dieser Richtung war also nicht dem richterlichen Urtheil ausschließlich die Gewohnheit maßgebend. Die Zeit, aus der die erwähnten Kinnladen stammen, läßt sich aus der Form der Schloßer annähernd bestimmen. Die Schloßer sind nämlich frühestens aus dem Ende des 13. Jahrhunderts und spätestens aus dem 16. Jahrhundert.

Grabende Krebsbe.

Gewisse Krebsformen Nordamerikas sind besonders interessant durch die Bau- und Grabarbeiten, die sie verrichten. Wohl mag die Mehrzahl der Süßwasserkrebsbe an den Ufern ihrer Wohnquartiere kurze Gänge anlegen; besonders aber entwickelt ist dieser Instinkt bei Cambarus Diogenes und einer Reihe von anderen Spezies der nämlichen Gattung. Die Anwesenheit der genannten Formen erkennt man häufig aus der großen Anzahl von "Erbskornsteinen", die bis 10 Zoll hoch werden und sich ausstrahlend von einem Gewässer, über mehrere Morgen Land hin vertheilen können. Diese Bauwerke besitzen eine ziemlich regelmäßige, tonische oder pyramidale Gestalt und tragen am Ende eine Öffnung, die manchmal verschlossen ist. Sie bestehen aus feinst mit einander verflochtenen Lehmklümpchen, so daß die Außenseite etwa rüchert erscheint. Von der Basis der Schornsteine erstreckt sich in die Erde hinein schachtelartig ein Gang, der eine erhebliche Länge aufweisen kann. Die Bauarbeiten werden meist dann ausgeführt, wenn das Wohnquartier der betreffenden Thiere eintrocknet. Je weiter von dem letzteren der Krebs in die Erde gräbt, desto tiefer muß er naturgemäß hinabsteigen, wenn anders er auf das Grundwasser stoßen will. Oft haben diese unterirdischen Schuppentunnel mehrere Ausgänge. Stets findet sich an der tiefsten Stelle eine eisernenartige Erweiterung, in der sich der Bewohner aufhält. Der Schornsteinartige Fortsatz entsteht offenbar dadurch, daß der Erdgräber das ausgeschachtete Material so auf die einfachste Weise unterbringt. Die geschloßerten eigenartigen Wohnstätten stellen offenbar ein Schutzmittel gegen die Gefahr des Vertrocknens dar. Damit steht in Einklang, daß die Mehrzahl der grabenden Spezies lediglich während der Trockenzeit das Grundwasser sich erschleicht; nur einige wenige Formen leben das ganze Jahr über in ihren Gängen.

Wer Privilegien säet, wird Revolutionen ernten.

Der Taucher. Dumoreste von Gertrud Savie.

Es ist unglücklich, was man zuweilen in kleinen Städten an Kuriositäten entdecken kann, in alten vergessenen Schuttladen, unter ehrwürdigen Vorhängen und Bezügen und in Kumpelkammern.

So entdeckte ich in dem Museum einer kleinen Stadt zwischen einer Sammlung von Steinen Vögeln, Gipsabgüssen und bemalten Glasfenstern die Rüstung von einem Taucher.

Auf meinen erstaunten Blick antwortete mein Freund und Begleiter: "Ja, ja, das ist das Kostüm des städtischen Tauchers."

Ich war baff. Denn das Städtchen ist auf einem felsigen Hügel gebaut und weit und breit kein Bach, geschweige denn ein Fluß zu sehen. Dieser städtische Taucher schien mir denn auch anfangs nichts weiter als ein Phantasma, eine Art mythische Persönlichkeit zu sein.

"Aber nein, sagte mir mein Freund, durchaus nicht, die Sache ist ganz ernsthaft. Wir haben hier in der That einen Taucher gehabt."

"Erzähl mir das", sagte ich eifrig, denn ich witterte, dahinter müßte etwas stecken.

"Vor etwa fünfzehn Jahren", begann er, "mußte der neue Stadtrat sich, nachdem die Neuwahlen gewesen waren, damit beschäftigen, für die Anhänger seiner Partei Anstellungen zu finden. Wie Du wohl weißt, ist das die erste Pflicht des Gewählten nach dem Siege.

Der Herr Bürgermeister fügte sich also dieser einträglichen Tradition. eines Tages kommt einer seiner einflußreichsten Wähler zu ihm und sagt:

"Herr Bürgermeister, ich hoffe, Sie vergessen mich nicht?"

"I Wie werb' ich denn, mein Vetter! Aber sagen Sie mir doch, was haben Sie für Wünsche?"

"O, Herr Amtmann, ich mach' keine großen Ansprüche, ich begnüge mich mit einer bescheidenen Stellung."

"Und das wäre?"

"Ich mücht gern als städtischer Taucher angestellt werden."

"Städtischer Taucher! ... Der Bürgermeister sprang mit einem Satz in die Höhe. "Ja, Mensch Gottes, was in aller Welt soll die Stadt mit einem städtischen Taucher?"

Aber der Mann ließ nicht loder, er hatte es sich nun einmal in den Kopf gefest. Vergebens schlug man ihm andere Stellen vor, er blieb aber dabei, er wolle Taucher werden, "einzig dieser Beruf sage ihm zu. Wenn sie nicht wollten, brauchten sie's nur zu sagen, die Gegenpartei würde ihn mit offenen Armen aufnehmen. ..."

Was blieb dem Bürgermeister anderes übrig. Er mußte nachgeben und seine offizielle Unterschrift konjunktionierte dieses sonderbare Gesuch. So bekam die Stadt ihren Taucher.

Ein sehr angenehmer Posten, wie Du Dir denken kannst, und gar nicht anstrengend.

Der gute Mann führte ein beschauliches Dasein und lobte den lieben Gott, der so trefflich für Alle sorgt. Fett und dick wurde er in seinem Amt und war sehr vergnügt und guter Dinge.

Regelmäßig einmal in der Woche ging er auf das Rathaus, um sein Gehalt einzutreiben, den Rest der Zeit verbrachte er in Wirtschaften, wo er als lustiger Kumpan gern gesehen wurde.

Die Behörden wechselten, die Beamten auch — er aber blieb auf seinem Posten, und er hätte wohl noch lange dieses bequeme Amt verwaltet, wenn nicht eines Tages ein unvorhergesehenes Ereignis ihn aus seiner beschaulichen Ruhe aufgeschreckt hätte.

Eines Morgens war die Stadt in furchtbarem Aufregung über ein Verbrechen: eine Frau wurde beschuldigt, ihr neugeborenes Kind in einen Brunnen geworfen zu haben.

Nun kam der Magistrat: "Der Brunnen muß untersucht werden."

Das trifft sich ja ausgezeichnet, meinte der Bürgermeister, "wir haben ja unseren Taucher, der muß sofort hinabsteigen."

Weld ein Glück für die Stadt, daß man endlich Gebrauch machen konnte von dem Taucher, doch ein Beweis, daß das Amt durchaus nicht überflüssig war.

Man ließ den Taucher holen — aber der war keineswegs begeistert.

"Ach hab' ja gar keinen Anzug, wie soll ich da arbeiten?" sagte er.

Der Mann hatte recht: wenn die Beamten, die Polizisten, die Briefträger, die Gerichtsvollzieher u. s. w. tragen eine Uniform bedürften, wieviel dringender und unabwehrbarer ist dies Bedürfnis bei einem Taucher!

Der brave Mann hoffte wahrscheinlich, daß man ihn Angehörig solcher Kompagnien in Ruhe lassen würde. — Keineswegs: der Stadtrat genehmigte mit überrauschender Hebeereifung und Schnelligkeit die Anschaffung einer Taucherrüstung nebst allen erforderlichen Zubehö.

Der Anzug kam und der Taucher betrauerte ihn voll Begierde und Mißtrauen.

Er versuchte ein Stück nach dem andern und erklärte schließlich, der Helm sei ihm zu klein.

"Gut", sagte der Stadtrat, "nun lassen wir einen anderen kommen."

Neue Sendung — neuer Versuch — neue Einwendung. ... Diesmal funktionierte die Luftpumpe nicht, wie der gute Mann behauptete.

Nun wurde gar eine neue Luftpumpe beordert — wahrhaftig sie schwebten vor nichts zurück!

Der Taucher versuchte Einwendungen zu machen, aber der Bürgermeister fing an, die Geduld zu verlieren über diese ewige Verzögerung, und die Stadt konnte es kaum noch erwarten, ihren Taucher in voller Arbeit zu sehen. ...

Endlich bereitete sich in dem Städtchen eines guten Tages die lang-ersehnte Kunde: morgen wird er tauchen! ...

Am folgenden Tage drängte sich zur festgesetzten Stunde eine zahlreiche Menge um den Brunnen; für die Honorationen waren Ehrenplätze reserviert.

Die Rüstung wurde auf einem Karren herbeigebracht, und durch die Menge lief ein aufgeregtes, erwartungsvolles Gemurmel. ...

Endlich erschien der Held des Tages auf der Bildfläche, aber er schien sich der Ehre — heute die Hauptperson zu spielen — gar nicht recht bewußt zu sein, jedenfalls empfand er es als ein höchst fragwürdiges Vergnügen. Sein meistens so blühendes Gesicht war heute faß — langsam, mit gedrückter Miene, kam er näher. Dann zog er unter den aufmerksamsten Blicken der gespannt Menge ein Stück nach dem anderen von der Rüstung na.

Als er den Helm aufgesetzt hatte, wurde es ganz still in der Menge. ... der feierliche Moment war gekommen. Rein, doch nicht, der Mann nahm den Helm wieder ab:

"Ist schredlich heiß darunter", sagte er mit einem tiefen Seufzer, "ich möchte wohl erst noch 'n Glas Wein trinten."

Dienstförmig wurde es ihm gebracht. "Na, sind wir nun so weit?" fragte der Bürgermeister.

Je, "ne kleine Zigarette werd' ich doch wohl erst noch rauchen dürfen?"

Von allen Seiten wurde ihm das braune Kraut angeboten, und dann verhartete die Menge in stiller Sammlung und betrachtete den rauchenden Taucher.

"Ja, wird's nun halb?" rief der Bürgermeister endlich ungeduldig.

Der Taucher ging an den Brunnen heran, beugte sich über den Rand, schüttelte bedenklich den Kopf und sagte kleinlaut:

"Ist höllisch tief!"

"Na, das tann Jhnen doch egal sein, Sie haben Jhren Apparat."

"Egal, egal? Ne, gar nich egal! ... Und überhaupt, in einem Brunnen arbeiten ist gar nicht die Sache eines Tauchers. ... Wir brauchen Raum, das Meer ... oder wenigstens einen Fluß. ..."

"Sagen Sie mal, wollen Sie uns noch lange zum Narren halten?"

"Und das Wasser ist so schmutzig."

"Keine Filamenten weiter! ... Wollen Sie jetzt endlich hinuntersteigen?"

"Ganz bis zum Grund?"

"Natürlich!"

"Hören Sie mal, Herr Bürgermeister. ..."

Aber der Bürgermeister hörte nicht, er gab vielmehr den Leuten, die Hilfe leisten sollten, einen Wink und befahl ihnen, die Stricke um die Achseln des Tauchers zu befestigen.

Der Arme hielt seinen Helm unter dem Arm und machte ein klägliches Gesicht.

Wühlisch hellte sich seine Miene auf und mit großer Selbstlosigkeit sagte er:

"Nein, wahrhaftig, ich thu's nicht. ... lieber nehme ich meine Entlassung!" Und damit setzte er seinen Helm zur Erde und begann seine Rüstung auszuziehen.

Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung.

Der Bürgermeister drohte, die Menge schimpfte, nichts derfing. Der Taucher war nicht zu bewegen, in den Brunnen hinabzusteigen.

Auf diese Weise verlor die Stadt ihren städtischen Taucher, aber die Rüstung blieb ihr erhalten, und weil man nicht recht wußte, was man damit anfangen sollte, wurde sie als Kuriosum dem Museum übergeben.

Sie hat ja auch allerdings ihre eigene Geschichte und ist ein wertvolles Stück; wenn man das Gehalt berechnet, welches der Taucher während acht Jahren bezog, so kostet diese Acquisition der Stadt 12,450 Mark.

Das Sprichwort "Ehrlich währt am längsten" stammt von einem ertappten Diebe. ...

Preußen hat eine wasserwirtschaftliche Vorlage. Was könnte es dafür von unsern Finanzleuten alles lernen. ...

Die russische Feldarmee ist jetzt 200,000 Mann stark. Auf solche Weise erwirbt sich die Heeresleitung mühelos selbst die Rückzugsbewegungen. ...

Viele halten sich für Thierfreunde, wenn sie einen gefangenen Vogel füttern. ...

Deutscher Lotteriekrieg.

Ein Menschenalter nach Begründung des Deutschen Reichs herrschte in Deutschland auf dem Gebiete des Lotteriewesens Zustände, die die traurigsten Erinnerungen an die Zeiten des seligen Bundesstags nachrufen. Wie einst zwischen Preußen und Anhalt oder Baden und Hessen Zollkriege bestanden, so geht jetzt Preußen im Lotteriekrieg mit Sachsen und Mecklenburg, mit Hessen und Baden, über diese letzten Auswüchse der deutschen Kleinstaaterei zu lächeln, so wachen jetzt diese Dinge zu einer für das gefamte Publikum recht fühlbaren Belästigung heran.

Das Lotterierecht ist nicht auf das Reich übertragen, es ist den Einzelstaaten verblieben, diese haben zum Teil auf seine Ausübung verzichtet (ganz Süddeutschland), zum Teil haben sie einen ganz übermäßigen Gebrauch davon gemacht und durch die Lotterie ihre Finanzen auf Kosten der Nachbarn vergrößert.

Das jährliche Spielkapital der deutschen Staatslotterien beträgt:

Table with 4 columns: Spielkapital, Zahl der Lose, Preis der Lose, and other details for various states like Preußen, Sachsen, etc.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß hier ein außerordentliches Mißverhältnis zur Kopfzahl der Bevölkerung besteht und daß die einzelstaatlichen Lotterien auf den Losabsatz außerhalb ihres Landes, und zwar hauptsächlich in Preußen, angewiesen sind. Von einer dieser Lotterien wurde der Absatz in Preußen auf 40,000 Lose, also auf fast die Hälfte der ganzen Lotterie geschätzt. Begreiflicher Weise kann Preußen sich diese Ausbeutung zu Gunsten der Finanzen der Bundesstaaten nicht gefallen lassen. Nachdem zunächst eine Strömung der öffentlichen Meinung auf gänzlichem Verbot der staatlichen Lotterien überwinden werden mußte, trat eine Verdoppelung der Zahl der preußischen Lotterie-Lose ein, und dann folgte ein Strafgesetz gegen das Spielen in auswärtigen Lotterien.

Für die Aufrechterhaltung der staatlichen Lotterien ist wirtschaftlich geltend zu machen, daß der Spieltrieb hier die denkbar beste und gesündeste Befriedigung findet. Würde die Lotterie weggelassen, so würde das Spielen nicht aufhören, sondern das Spiel der Ausbeutung durch weniger zuverlässige und ausländische Lotterien überantwortet werden. Dazu kommt der Charakter der Lotterie als einer freiwilligen Steuer, die zumeist von den Wohlhabenden getragen wird. Das finanzielle Ergebnis ist für Preußen ein Reinerlös von 9,1 Millionen Mark, wozu 12,8 Millionen Mark Reichsstempel hinzukommen. Für Reich und Staat würde demnach die Beibehaltung der preußischen Klassenlotterie einen Einnahmeüberschuß von fast 22 Millionen Mark jährlich bedeuten.

Die preussische Abwehrmaßregeln haben den Betrieb der kleinstaatlichen Lotterien sehr erschwert, den Absatz der Lose verhindert und dadurch den Reingewinn beeinträchtigt. Die Folge war eine Vermehrung der Loszahl in den Einzelstaaten, und deren Zusammenschluß durch Lotterie-Verträge (Hessen, Thüringen), wobei leider auch eine Vermehrung der Lotterien stattfand (Hessen, Lübeck). Im Reichstage scheiterten unter der Hand angestellte Versuche, eine reichsgesetzliche Regelung des Lotteriewesens herbeizuführen, an der grundsätzlichen Abneigung der Süddeutschen gegen die Staatslotterien. Es war zu fürchten, daß ein Beschluß auf Aufhebung der Lotterien zu Stande kommen könnte. Als ich vor einigen Jahren in der Budgetkommission das untragliche Verhältnis zur Sprache brachte, gab der Abgeordnete Eugen Richter die Anregung, die Reichsstempel zu verdoppeln, eine Anregung, die auf der Hoffnung beruhte, die Lotterie dadurch lebensunfähig zu machen. Der Reichstag, bemüht, die Mittel für die Flottenvorlage aufzubringen, gab dieser Anregung sofort Folge; die Stempelabgabe für Lotterielose wurde auf 20 v. H. erhöht, im Reichsetat für 1904 ist an Lotteriestempel angelegt: von Staatslotterien 39,540,000 Mark, von Privatlotterien 4,704,000 Mark, zusammen 44,058,000 Mark. Der Abg. Richter hat nach der Verdoppelung der Lotterieabgabe nicht nur nicht seinen Zweck verfehlt, sondern auch der Lotteriereinnahme eine solche finanzielle Bedeutung für das Reich gegeben, daß an die Beibehaltung der Lotterie hier praktisch nicht mehr zu denken ist. Durch einen von mir gestellten, von der Budgetkommission angenommenen Antrag werden künftig die Reichsstempelabgaben (also auch der Lotteriestempel) neben der Brantweinsteuer zu den Uebereinkommen des Reichs an die Bundesstaaten gehören, so daß die Bundesstaaten hieran ein besonderes Interesse behalten.

Wenn aber das Reich so hohe und für die Reichsfinanzen so wichtige Einnahmen von den Lotterien bezieht, so hat es auch die Verpflichtung, für eine reichsgesetzliche Regelung des Lotteriewesens zu sorgen und dem Lotteriekrieg zwischen den Bundesstaaten ein Ende zu machen.

Es gab eine Zeit, wo die Kleinstaatlichen Notenbanken mit dem Recht unbeschränkter Notenausgaben begrün-

deten — die „wilden Scheine“ der Bundesstaatlichen Vergangenheit — das Reich machte durch Ordnung des Banknotensystems diesem Unfug ein Ende. Sollte es nicht auch bei den Lotterien unmöglich sein, ähnlich zu verfahren? Zuerst Verbot der Neubeschaffungen der Lotterien und der Ausbeutung der bestehenden, sodann Schaffung einer Reichslotterie unter Aufnahme der Landeslotterien gegen billige Entschädigung, endlich scharfe Sondermaßregeln gegen Staaten, die ihre Landeslotterien einseitig aufrechterhalten.

Auch in Süddeutschland ist ein Umschwung der öffentlichen Meinung im Werden. Süddeutschland würde finanziell den größten Vortheil von der Reichslotterie haben, weil es die Staatslotterien gänzlich entbehrt. Die Lotteriestaaten aber müssen heute so hohe und steigende Unkosten für den Absatz ihrer Lose tragen, daß ihr Reingewinn bei einer billigen Abfindung durch das Reich ihren Antheil an der Reichslotterie nicht wesentlich übersteigen dürfte. Bei Preußen ist das sicher der Fall.

Der jetzige Zustand des Lotterietriebs ist des Deutschen Reichs völlig unwürdig. Wie man sieht die Unterthanen zu fremden Kriegsdiensten verkauft hat, so begiebt man jetzt durch Staatsverträge das Recht, die Unterthanen für eine bestimmte Lotterie auszubeten. Man verbietet unter Strafe — jetzt nicht nur in Preußen, sondern auch in Sachsen — das Spielen in „auswärtigen“, d. h. anderen deutschen Lotterien. Preußen will dieses Spielverbot jetzt verschärfen. Es ist das eine Maßregel der Nothwehr; aber dem Reichsbewußtsein des Volkes widerspricht diese Lotterie-Strafgesetzgebung durchaus. Kein Preuße begreift, daß Sachsen oder Hessen „Ausland“ ist und daß er eine verbotene und strafbare Handlung begeht, wenn er ein Loos kauft, das das Reich gestempelt und wovon das Reich Einnahmen bezieht. Dieser Widerspruch zwischen der Staatsräson und dem Reichsbewußtsein muß beseitigt werden. Das einfachste, beste, allen Interessen am gleichmäßigsten entsprechende Auswüchsmittel ist die Reichslotterie. Bis dies erreicht ist — eine Anregung nach dieser Richtung hin gebe ich in der Budgetkommission des Reichstags zu geben — muß Preußen so scharf wie möglich gegen die einzelstaatlichen Lotterien vorgehen. Je schwerer den Einzelstaaten die Aufrechterhaltung und Ausbeutung ihrer Landeslotterien gemacht wird, je mehr der Reinertrag durch Erschwerung des Loos-Absatzes sich vermindert, um so leichter wird eine Einigung über eine Lotteriegemeinschaft sich herstellen lassen, die eine Reichslotterie einbahnen — aber auch überflüssig machen kann. Die große Wichtigkeit der preussischen Lotterieverwaltung in den letzten Jahren ist deshalb freudig zu begrüßen. Die Reform des Spielplans und die Verschärfung des preussischen Lotterie-Strafgesetzes werden der preussischen Regierung den Weg erleichtern, der zur Herstellung des Lotteriefriedens führt. Ein reichhaltiges Material, das nun zur Hand ist, beweist, daß die jetzige Art des Loosbetriebs für die einzelstaatlichen Lotterien um so unwürdiger ist, daß die Bundesregierungen auch nach dieser Richtung Bedenken tragen müssen, billigen Vergleichsvorschlägen gegenüber sich ablehnend zu verhalten. Die öffentliche Meinung könnte sonst bei der Unertlichkeit des jetzigen Lotterietriebs die Durchföhrung der Reichslotterie erzwingen, und dann würde finanzielle Bedingungen vielleicht weniger günstig ausfallen, als jetzt bei einer freiwilligen Angliederung an Preußen.

Dr. Otto Arendt.

Blanes Blut des Adels.

Von dem „blauen Blute“ des Adels wird viel gesprochen. Wenn man durch die zartere weiße Haut der „Edelsten der Ration“ die Blutadern deutlicher blau durchschimmern sieht, als durch die dicke Epidermis der Proletarier, so bedeutet die Uebertragung dieser Sinneswahrnehmung auf die wirkliche Farbe des Blutes eine Täuschung des Urtheils. Das Blut, welches wir durch die Haut in den dicht unter der Haut liegenden Blutadern (Hautvenen) sehen, ist dunkler als das mehr scharlachrote Schlagader- (Arterien-) Blut. Nach Abgabe des Sauerstoffes an die Gewebe ist das Blutadern- (Venen-) Blut gewissermaßen verdoht und wenig geeignet, eine Norm für die Farbe des „ganz besonderen Lebenssaftes“, des Blutes, abzugeben. Je weniger Sauerstoff das Blut enthält, um so weniger roth, mehr schwärzlich wird es. Blaues Blut kommt beim Menschen überhaupt nicht vor, wohl aber findet es sich in der Natur bei Schnecken und Krebsen, Krabben und Tintenfischen. Schon 1848 entdeckte Harleß, daß dieses blaue Blut höchstens Spuren von Eisen, dagegen stets Kupfer enthält. Wissenschaftlich führt dieser blaue Blutstoff den Namen Haemoxyrin. Die blaue Farbe ist auch hier nur vorhanden, so lange das Blut mit Sauerstoff gesättigt ist. Woher die genannten Thiere das für Bildung ihres Blutstoffes erforderliche Kupfer entnehmen, ist noch völlig räthselhaft.

Wilen wird es später zum Unglück, daß sie das Blut zu früh kennen lernten.